

## Griechenland

# Die Mutter ist arm, doch wir lieben sie

Von Richard Franberger



Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein: Nur eine schmale Serpentine verbindet die griechischen Dörfer mit dem Rest der Welt.

28. Juli 2009 Als Jorgos Papaevangelou einen Blick in seine Zukunft werfen wollte, stieg er in den Helikopter und flog davon. Er flog über Athen, wo er sein Leben verbrachte. Er flog über Dörfer und Straßen, Autos und Strommasten, die immer kleiner und seltener wurden. Wälder wuchsen, Berge rückten zusammen, Täler rissen auf, reißende Flüsse spiegelten sich in der Sonne. Wie silbrige, hingeworfene Bänder lagen sie am Boden. Er flog in den Pindos, hinein in eine unwegsame Gebirgswelt, in der Wölfe Schafe reißen, Rehe und Falken leben, Braunbären, Forellen und gefleckte Feuersalamander. Die letzten zwölf Kilometer flog er durch den Vikos Cañon. Links und rechts von ihm ragten neunhundert Meter hohe Felswände auf, blassrot schimmernd, bewachsen mit Sträuchern. Dann landete er. Jorgos Papaevangelou war angekommen in seiner Zukunft, war angekommen in Papingo. Noch ein Jahr und er würde

für immer hierher zurückkehren. In ein Dorf mit neunzig schiefergedeckten Steinhäusern, Steinmauern, Steintreppen und steingepflasterten Gassen, umgeben von Tannen, Eichen und Kastanienbäumen.

Vor sechzig Jahren hatten seine Eltern Papingo verlassen, weil es nichts gab außer Steinen und einer Erde, die zu nichts taugt. Im Alter zogen sie wieder zurück. Papingo liegt am Fuß des 2497 hohen Timfi-Massivs, mitten im Zagori, im Pindos, im Herzen von Epirus, einer Landschaft, die die Griechen Kontinent nennen. So mächtig, so weit weg vom Meer erschien sie ihnen. "Elf Jahre ist das her", sagt Jorgos, und es klingt, als seien elf Jahre eine Ewigkeit. "Das halbe Dorf stand neben dem Helikopter. Keiner erkannte mich. Alle hielten mich für einen verrückten Millionär." Bis seine Mutter schnaufend um die Ecke bog, in den Händen Chortopita, in den Augen Tränen. Jorgos Papaevangelou küsste sie, nahm die mit Zichorie gefüllten Blätterteigtaschen und hob ab. Bevor er im Cañon verschwand, zog er ein paar Schleifen über dem Dorf, glücklich darüber, sein altes Leben als Pilot hinzuschmeißen und ein neues zu beginnen. Jetzt leben er und seine Frau Markella hoch oben im Nordwesten Griechenlands und führen eine Pension.

### Ärzte aus Kreta

"Nach Athen fahren wir allenfalls, um Freunde zu besuchen", sagt Jorgos. Sie hatten genug vom Wahnsinn der Fünfmillionenstadt. Sie träumten davon, den Horizont zu sehen, blühende Wildblumen im Frühjahr und welches Laub im Herbst, und ihre zwei Kinder sollten unter knorrigen Platanen spielen können. Hier im Zagori, dieser abgeschiedenen Region von fünfundvierzig Dörfern, fanden sie, wonach sie suchten. Zagori ist slawisch und bedeutet "hinter den Bergen".

Siebzig Menschen leben in Papingo. Silbergrau glänzen die Schindeldächer, darauf Kamine, steinerne Kunstwerke, geschmückt mit einem weißen, ovalen Stein. Wein rankt. Pferde grasen. Hinter Gartenmauern liegen Walnüsse und Äpfel im taunassen Gras. Eine Grundschule gibt es, einen Lehrer und vier Schüler, und sonntags reist der Pope an und hält vor zehn Großmütterchen die Liturgie. Das ist viel Leben für ein Dorf, das eine schmale Serpentine mit dem Rest der Welt verbindet und

hinter dem nichts ist außer Bergen und Hochweiden, auf denen Schafe grasen. Fernsehstars und Sänger aus Athen jetten hierher, Expremier Kostas Simitis war da und der Verteidigungsminister, Ärzte aus Kreta reisen an, Jungunternehmer und jeder, der einmal sagen möchte, er sei in Papingo gewesen. Denn Papingo, ganz Zagori, ist "in".

### **Sesamkringelverkäufer in Konstantinopel**

Der Massentourismus aber ist nie bis nach Epirus gekommen. Er ist steckengeblieben vor den Türmen und Hörnern des Pindos, dem Rückgrat Griechenlands, das Epirus wie eine Barriere vom übrigen Festland trennt. Dabei ist alles da. Das Ionische Meer, glasklar und grünblau schimmernd. Eine Küste, sanft, unverbaut, bestanden mit Tamarisken und Pinien. Die cremefarbenen, neoklassizistischen Häuser in Preveza. Fischer, die Netze flicken und aus ihrem Leben erzählen. Die sichelförmigen Sandbuchten bei Parga. Die Provinzhauptstadt Ioannina, einst Knotenpunkt der Karawanen und Sitz von Ali Pascha, dem Bonaparte von Epirus, gelegen an einem froschgrünen See, durchwoben vom Fluidum der letzten Jahrhunderte, ausgestattet mit schrillen Szenebars, Silberschmieden und einer Festung, in der Minarette aus dem Frühnebel stechen wie weißgraue Bleistiftspitzen. Und da ist der Pindos.

Zwei Autostunden liegt er von der Küste entfernt - landesüblicher Fahrstil vorausgesetzt. Einem Bollwerk gleichen die Berge. Mit Schießscharten sind Kirchen und manche Häuser ausgestattet. Selbst das kleinste Kloster schützt sich mit einer Zugbrücke vor Eindringlingen. Mussolinis Truppen blieben im Pindos stecken, und im Bürgerkrieg verschanzten sich die Partisanen in unzugänglichen Schluchten. Bitterarm war Epirus. Um zu überleben, suchten die Männer Arbeit in der Fremde. "Ke simitizis stin Poli" wünschten die Epiroten ihren Neugeborenen, werde Sesamkringelverkäufer in Konstantinopel. Immer schickten die Männer Geld nach Hause. Reich oder arm, nie konnten sie diese karge, unbarmherzige Erde vergessen. Weil sie sie lieben. Ganz und gar. So wie man eine Mutter liebt, auch wenn sie arm ist und ihre Kinder nicht ernähren kann.

### **Eingekapselt in Bernstein**

Nach dem Bürgerkrieg waren viele Dörfer im Pindos niedergebrannt, Häuser geplündert, das Vieh geraubt, die Menschen verzweifelt. Arbeit, Straßen, fließend Wasser, Strom und Telefon - Anschluss an die Gegenwart gab es nur in den Städten. Die Bewohner zogen nach Athen und Ioannina. Schulen schlossen, Häuser zerfielen, und auf den Maultierpfaden schlug Buschwerk Wurzeln. Wer im Dorf blieb, war alt oder krank. Das Dorf wurde zum Sinnbild für Rückständigkeit und Armut. Dann kamen Touristen und Bergsteiger aus Europa nach Zagori. Die ersten schliefen in Zelten, kauften Brot und Konserven im Kafenion. Sie sahen verlassene, steinerne Herrenhäuser, zweigeschossig, manche dreizehn Meter hoch, vermörtelt mit einer Mischung aus Wasser, Lehm, trockenem Gras, Ziegenhaar und Eiweiß, erbaut vor hundertfünfzig Jahren von den Mastores, den angesehenen Baumeistern aus dem Norden des Epirus, die einst durch Griechenland zogen, ganze Dörfer errichteten und weiterreisten bis nach Persien und Belgisch-Kongo. Sie sahen steinerne Bogenbrücken, die sich über schäumende Flüsse spannen, hoch aufragend, buckelartig, kleine und große, mehr als fünfzig an der Zahl, gespendet von Wohltätern. Epirotische Kaufleute und Bankiers lebten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert in Athen, Wien, Moskau und Konstantinopel. Außer Brücken ließen sie Schulen, Kirchen, Brunnen und Karawanenstraßen in ihrer Heimat errichten, weil nicht nur Blut durch ihre Adern floss, sondern auch Heimat Erde. Und sie sahen veilchenbestandene Seen und alpine Hochplateaus, auf denen Männer des Hirtenstammes der Sarakatsanen das Sommerlager aufschlugen.

Nichts im Zagori erinnerte an den Bauboom, der die Täler und Küsten ergriffen hatte. Es war, als läge das Zagori eingekapselt in Bernstein. Das war in den Siebzigern. Später kamen vereinzelt Bewohner zurück. Sie besserten die elterlichen Häuser aus. Pensionen entstanden. Behutsam hergerichtet, vom griechischen Betonierdrang verschont, sehen die Dörfer aus wie aus dem Bilderbuch, hingemalt an den Rand des Vikos-Aoos-Nationalparks. Nun sitzen hinter beschlagenen

Holztoeren die Alten im Hof und spielen mit heimgekehrten Enkelkindern. Sie freuen sich, dass sich in den Gassen wieder Leben regt. Im Herzen aber seufzen sie und denken an ihre Kindheit.

### **Matratze am Kamin**

"Ach pallikárimou, mein tapferer Junge, was waren das für Zeiten!", sagt Sappho Farmáki und schlägt die Hände vors Gesicht und lacht, und Tränen füllen ihre hellblauen Augen. Die neunundsiebzigjährige Witwe fegt die Gasse vor ihrem Haus in Dilofo, in der zerfurchten Stirn das Kopftuch. "Komm, trink Kaffee und hör zu! Zwei Schulen hatten wir. Die Lehrer wussten nicht, wohin mit so vielen Kindern. Dilofo war voller Leben. Morgens und abends." Sechs Menschen leben heute in dem vormals reichen Dorf, in dem die Knabenschule aussieht wie eine kleine Residenz. Gras wächst zwischen den Pflastersteinen. Rotkehlchen zwitschern. Im Schatten einer Riesenplatane sitzen Besucher und trinken Wein im neu eröffneten Kafenion. Sie reden nicht viel. Sie lauschen dem Wind hoch oben in der Baumkrone. Nein, einsam fühle sie sich nicht, sagt Sappho. Nebenan wohnen Klio und die stattliche Eftichia, die im Hof Walnüsse sortiert und über die kochende Bohnensuppe wacht. So war es schon immer. Die Frauen blieben allein. Sie kümmerten sich um die Kinder, kochten, wuschen, kämmten Wolle, schleppten Wasser und Holz und im Bürgerkrieg Munition und Proviant. "Mein Großvater war Bäcker in Kairo. So weit mussten unsere Männer gehen. Steine füllen nicht den Magen", sagt Sappho.

Touristen schlendern durch Dilofo. Die meisten kommen aus Athen. Sie bestaunen die Schönheit der Steinhäuser, in denen noch kürzlich rußende Petroleumlampen die Dunkelheit erhellten und die Familie im Winter in einem Zimmer lebte, die Matratzen möglichst nah am Kamin. In Jeeps fahren sie von Dorf zu Dorf. Nach Tspelovo, Kapesovo, Koukouli und Monodendri. Unterwegs nicken sie respektvoll beim Anblick der in Felsen gehauenen Treppen und der Brücken. Maultierkarawanen zogen einst über sie, nach Bukarest und Odessa, damals, als das autonome Zagori blühte. Abends sitzen die Touristen in Herrenhäusern und schwenken vor dem knisternden Kamin das Whiskeyglas. Sie mögen das Zagori. Und sie mögen das Exklusive. Manche Gäste hätten am liebsten einen Jacuzzi vor dem Kamin.

### **Schnurrbärte und Pistolen**

"Wir müssen das Alte bewahren", sagt Euripides Makris, "aber niemand trauert den alten Zeiten nach." Schon gar nicht den Entbehrungen und der Plackerei. Auf einer Winterweide, in einer konischen Strohütte der Sarakatsanen, kam der Epirote Euripides Makris 1934 zur Welt. Von Schafen und Ziegen lebte die Familie. Bei Schnee, Regen, Hagel zog sie umher, auf der Suche nach Weideland. Makris gehört jener Generation an, die, statt Schafe zu melken, mit Lesen und Schreiben aufwuchs. Er wurde Lehrer in Ioannina, lebte acht Jahre in Wuppertal und Duisburg. Drei Bücher schrieb er über seine Heimat, in die er als Rentner zurückkehrte. "Berge, Häuser, Menschen, alles war aus demselben Gestein. Wie Wildpflanzen klammerten sie sich an diese harten, grauen Steine. Solange die Erde sich dreht, werden sich diese eigensinnigen Epiroten nie von ihnen lösen", notierte der Schriftsteller Nikos Kazantzakis, als er Epirus 1913 bereiste.

Beseelt vom Gedanken an sein Heimatdorf Kalarites, zog es auch Napoleon Zaghli zurück in den Pindos, zurück nach Tzoumerka, einer urwüchsigen Region mit schroffen Bergen und Menschen, aus deren Gesichtern die Wildheit einer Zeit nachhallt, in der die Männer buschige Schnurrbärte trugen und Pistolen am Gürtel der Fustanella, des traditionellen, weißen Kurzrocks. Der Dreiundfünfzigjährige warf weg, was zwanzig Jahre lang sein Leben gewesen war: eine Karriere als Softwareentwickler im vorwärtseilenden Athen. Jetzt kocht Napoleon Kaffee, verkauft Glühbirnen und Nudeln, füttert Kaninchen, hält nachmittags Mittagsschlaf. Athen? "Aus und vorbei." Vor zwölf Jahren übernahm er das Kafenion seines verstorbenen Vaters. Es ist Treffpunkt und Einkaufsladen. Und es ist das gemütlichste Wohnzimmer im ganzen Pindos. Auf durchgebogenen Regalen stehen Zucker und Schnapsflaschen, im Winter bullert der Kanonenofen mitten im Raum. Morgens und abends kommen die Männer, in der Hand den kerzengeraden Gehstock aus dem Holz des Kornelkirschbaums. Ist Napoleon nicht da, macht sich jeder selbst Kaffee oder legt Holz nach.

## Napoleons Sohn

Manchmal sprechen die Männer in einer fremden Sprache. "Lup" heißt Wolf und "Pönje" Brot. Die Bewohner von Kalarites sind Walachen und sprechen Wlachika, eine romanische Sprache, die nicht geschrieben und in der Schule nicht unterrichtet wird. Nur die Älteren beherrschen sie noch. Zwanzig Menschen leben in Kalarites. Im Sommer sind es locker zweihundert. Mühsam ist der Alltag. Die Straße endet vor dem Dorf. Holprig und steil sind die Gassen. Alles muss auf Maultieren oder mit dem Schubkarren ins Haus transportiert werden. Noch bedecken auf manchen Häusern rostige Bleche das brüchige Schieferdach. Aber mit seinen bemoosten Brunnen, den bruchsteinernen Häusern, eingerahmt von einer ungestümen Natur, könnte Kalarites ein kleines Papingo werden. Auch Sirkako, das Nachbardorf, ist eine Pracht. Vor der Welt weggeduckt, aberwitzig in den Hang gekrallt, liegt es unterhalb eines Berges und oberhalb einer Schlucht.

"Kalarites ist ein Wunder!", sagt Maria Ghiata, Architektin aus Athen. Sie sitzt mit Freunden in Napoleons Kafonion und sagt Sätze, die so ungewöhnlich sind wie ein Hagelschauer im griechischen Sommer. "Wir haben genug von den Städten, genug vom urbanen Leben. Wie abgeschnitten von unserer Vergangenheit haben wir gelebt. Die Schönheit der Dörfer, wir haben sie nicht mehr gesehen." Wenn sie könnte, würde sie sofort hierher ziehen. Hinter der Ladenkasse steht Dimitris, Napoleons Sohn, und verdreht verstohlen die Augen. Er ist gerade zu Besuch. Er studiert Informatik, will wie sein Vater Softwareentwickler werden. Ja, Kalarites sei schön, sagt er, aber hier am Ende der Welt leben? Was könne man schon machen außer Ziegen melken? Dann zögert er und blickt auf die jungen Touristen, die am Ouzo und am Kaffee nippen und ständig aufs Handy stieren. Grübelnd sagt er: "Man kann nie wissen. Vielleicht braucht Kalarites bald ein Internetcafé."